

Leseprobe aus:

Lisa Gardner

Blut ist dicker als Wasser



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

Lisa Gardner

**BLUT
IST DICKER
ALS WASSER**

Thriller

Aus dem Englischen
von Michael Windgassen

**Rowohlt
Taschenbuch
Verlag**

Die Originalausgabe erschien 2013
unter dem Titel «Touch & Go»
bei Dutton/Penguin Group, New York.

Deutsche Erstaussage
Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,
Reinbek bei Hamburg, September 2014
Copyright © 2014 by Rowohlt Verlag GmbH,
Reinbek bei Hamburg
«Touch & Go» Copyright © 2013 by Lisa Gardner, Inc.
Redaktion Jan Valk
Umschlaggestaltung any.way, Cathrin Günther
(Abbildungen: Ayal Ardon / Arcangel Images;
Stephen Carroll / Trevillion Images)
Satz Warnock Pro, InDesign
Gesamtherstellung CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978 3 499 26805 2



Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
Lux Cream liefert Stora Enso, Finnland.

KAPITEL 1

Es gibt etwas, das ich im Alter von elf Jahren gelernt habe: Schmerzen haben einen Geschmack. Es stellt sich eigentlich nur die Frage, welchen.

An diesem Abend schmeckte mein Schmerz nach Apfelsinen. Ich saß meinem Mann gegenüber in einer Ecknische des Restaurants Scampo in Beacon Hill. Diskrete Kellner schenkten uns wortlos Champagner ein. Für ihn war es das zweite Glas, für mich das dritte. Wir hatten frisch gebackenes Brot und eine Auswahl von der Mozzarella-Bar vor uns auf dem weißen Leinentischtuch. Als Nächstes würden uns handgeschnittene Nudeln mit Erbsen, knusprigen Pancetta-Streifen und einer leichten Sahnesoße serviert werden. Justins Lieblingsgericht. Er hatte es vor zwanzig Jahren auf einer Geschäftsreise nach Italien für sich entdeckt und bestellte es jedes Mal, wenn wir bei einem guten Italiener waren.

Ich hob mein Glas. Nippte daran. Setzte es ab.

Justin lächelte. In den Augenwinkeln kräuselten sich Fältchen. Seine hellbraunen, kurzgeschnittenen Haare wurden an den Schläfen grau, was ihm aber gut stand. Er hatte die-

sen smarten Outdoor-Look, der nie aus der Mode kommt. Frauen taxierten ihn, wenn er eine Bar betrat. Männer auch, neugierig auf dieses unverkennbare Alphetier, das abgetragene Arbeitsstiefel mit zweihundert Dollar teuren Hemden von Brooks Brothers kombinierte und gut aussehen ließ.

«Willst du nichts essen?», fragte mein Mann.

«Ich warte auf die Pasta.»

Er lächelte wieder, und ich dachte an weiße Sandstrände, an salzige Meeresluft. Ich erinnerte mich an das Gefühl der weichen Bettlaken, in denen sich meine nackten Beine verfangen hatten, als wir am zweiten Morgen unserer Flitterwochen immer noch nicht aus unserem Hotelbungalow herausgekommen waren. Justin hatte mich mit Orangenstücken gefüttert, während ich ihm den klebrigen Saft von den Fingern leckte.

Ich nahm noch einen Schluck Champagner, behielt ihn diesmal noch eine Weile im Mund und konzentrierte mich auf das Prickeln.

Ob sie hübscher war als ich, fragte ich mich. Aufregender? Besser im Bett? Aber womöglich zählte so etwas gar nicht. Vielleicht liefen solche Sachen ganz anders ab. Männer betrogen, weil sie halt betrogen. Und wenn sich einem Mann die Gelegenheit bot, nutzte er sie.

So gesehen wäre dieser Seitensprung, für sich betrachtet, nicht unbedingt persönlich zu nehmen.

Ich nahm einen weiteren Schluck und schmeckte statt Champagner wieder Orangen.

Justin verputzte den Rest seiner Appetithappen, nippte an seinem Glas und legte geistesabwesend das Besteck zu-recht.

Er hatte mit siebenundzwanzig Jahren das Bauunternehmen seines Vaters geerbt. Geschätztes Betriebsvermögen: fünfundzwanzig Millionen Dollar. Die meisten Söhne hätten eine so erfolgreiche Firma sich selbst überlassen. Nicht Justin. Als wir uns kennenlernten, war er vierunddreißig und hatte den Wert des Unternehmens auf fünfzig Millionen verdoppelt. In zwei Jahren wollte er die Fünfundsiebzig-Millionen-Marke erreicht haben. Und nicht etwa von irgendeinem Schreibtisch aus. Justin brüstete sich damit, Meister fast aller Gewerke zu sein. Installateur, Elektriker, Trockenbauspezialist, Betonverarbeiter. Er packte mit an, verbrachte viel Zeit mit seiner Truppe und den Subunternehmern, war immer der Erste auf der Baustelle und der Letzte, der ging.

Anfangs war es genau das, was ich am meisten an ihm schätzte. Dass er ein echter Kerl war, einer, der sich in holzvertäfelten Vorstandsbüros ebenso sicher bewegte wie auf Basketballplätzen und auch gern mal mit seiner Magnum auf Zielscheiben ballerte.

Unser allererstes Date hatte auf einem Schießplatz stattgefunden, wo er sich mit seinem großen, kräftigen Körper von hinten an mich schmiegte, mir eine relativ kleine Zweihundzwanziger in die Hände legte und zeigte, wie man das Ziel anvisierte. Meine ersten Versuche gingen völlig daneben. Trotz Gehörschutz erschreckten mich die Detonationen so sehr, dass ich zusammenzuckte. Ich feuerte in den Boden oder traf, wenn ich Glück hatte, den Rand der Zielscheibe.

Justin war überaus geduldig. Er hielt mich von hinten umfasst, brummte aufmunternde Worte und hielt mir die Hände.

Die Besuche auf dem Schießplatz wiederholten sich. Manchmal endeten sie in der Besenkammer des Clubgebäudes oder auf dem Rücksitz seines SUV. Er grub mir dann seine Finger in die Hüften und ließ seiner Leidenschaft freien Lauf. Und ich der meinen. Ich hatte noch den Geruch von Schießpulver in der Nase und war außer mir vor Lust, überwältigt von seiner Kraft.

Salz. Schießpulver. Orangen.

Justin entschuldigte sich und ging zur Toilette.

Als er fort war, verteilte ich die Nudeln auf meinem Teller, damit es so aussah, als hätte ich davon gegessen. Dann öffnete ich unter dem Tisch heimlich meine Handtasche und zauberte vier weiße Pillen hervor, die ich mit einem halben Glas Wasser hinunterspülte.

Dann nahm ich wieder meine Champagnerflöte und wappnete mich für den Höhepunkt des Abends.

Der Heimweg dauerte mit dem Wagen nur fünf Minuten. Justin hatte das Haus in der Bostoner Innenstadt an dem Tag gekauft, an dem meine Schwangerschaft bestätigt worden war. Von der Arztpraxis ging er auf direktem Weg zum Immobilienmakler. Nach der mündlichen Zusage zeigte er mir das Haus wie ein Großwildjäger seine Trophäe. Eigentlich hätte ich an seiner Eigenmächtigkeit Anstoß nehmen müssen. Stattdessen lief ich mit offenem Mund durch viereinhalb Etagen mit edelstem Parkett, drei Meter hohen Decken und wunderschönen Stuckverzierungen.

Das also war der Gegenwert von fünf Millionen Dollar. Helle, sonnendurchflutete Räume, eine herrliche Dachterrasse, und das alles inmitten altherwürdiger, prächtig re-

novierter Klinkerbauten, die wie alte Freunde Schulter an Schulter beieinanderstanden.

Unsere Straße, die Marlborough Street, war von Bäumen gesäumt und nur ein paar Schritte von der schicken Newbury Street entfernt; natürlich lag auch der Stadtpark ganz in der Nähe. Die weniger wohlhabenden Nachbarn fuhren Saabs, und wer Kinder hatte, engagierte ein Kindermädchen mit französischem Akzent. Selbstverständlich wurde der Nachwuchs schon in der ersten Woche nach seiner Empfängnis an einer Privatschule angemeldet.

Justin gab mir eine Carte blanche. Möbel, Kunst, Draperien, Teppiche. Wie sie aussahen und ob sie mit oder ohne Beratung eines Innenarchitekten ausgewählt wurden, interessierte ihn nicht. Richte das Haus nach deinem Geschmack ein, Geld spielt keine Rolle, Hauptsache, wir fühlen uns wohl darin.

Das tat ich dann auch. Wie in dieser Szene aus *Pretty Woman*, nur dass ich außerdem mit Anstreichern, Dekorateurs und Antiquitätenhändlern zu tun hatte, die mir ihre Waren und Leistungen aufdrängten, während ich mich mit immer größer werdendem Bauch auf diversen Diwanen fläzte und mit lässig-eleganter Handbewegung dieses oder jenes verlangte. Um ehrlich zu sein, ich genoss es. Endlich konnte ich mein künstlerisches Talent zur Entfaltung bringen. Statt immer nur Schmuck aus Silberknete zu entwerfen, richtete ich nun ein Bostoner Stadthaus ein.

Es war eine aufregende Zeit. Justin arbeitete an einem größeren Projekt, dem Bau eines Wasserkraftwerks. Er war fast nur noch mit einem Hubschrauber unterwegs, machte aber immer wieder Zwischenstation in Boston. Ich zeigte

ihm dann, was es in unserem Zuhause Neues zu sehen gab, während er mir den Rücken massierte und die Haare zur Seite strich, um an meinem Hals zu knabbern.

Schließlich kam Ashlyn und mit ihr jede Menge Glück und Freude. Justin strahlte. Er machte Fotos und gab mit seinem kostbaren Baby schrecklich an. Seine Arbeiter tappeten durch unser Haus, nachdem sie ihre lehmverschmierten Stiefel in der glänzenden Eingangshalle abgestellt hatten. Auch eine Abordnung von Justins ehemaligen Mitstreitern der Navy SEALs sowie etliche Ex-Marines begafften unsere schlafende Tochter in ihrer pinkfarbenen gefütterten Wiege. Sie überboten sich gegenseitig mit praktischen Ratschlägen zum Thema Windelwechseln und machten sich daran, dem Säugling das Abc in Rülpslauten beizubringen.

Justin informierte sie darüber, dass seine Tochter für ihre Söhne tabu sei, was sie gutmütig akzeptierten. Statt des Säuglings begafften sie nun mich. Ich sagte, sie könnten von mir haben, was sie wollten, vorausgesetzt, sie erklärten sich bereit, auch um zwei Uhr nachts Windeln zu wechseln. Mein Angebot wurde so lebhaft kommentiert, dass Justin seine Truppe abkommandierte.

Aber er war glücklich, ich war es auch, und wir freuten uns des Lebens.

Das ist Liebe, nicht wahr? Man lacht, man weint, mal gibt der eine, mal der andere dem Kind das Fläschchen, und wenn man dann auch wieder miteinander schläft, tut man das sehr behutsam und stellt fest, dass sich zwar einiges geändert hat, aber man im Großen und Ganzen doch mehr als zufrieden sein kann. Justin überschüttete mich mit Geschenken. Ich nahm die üblichen Yogastunden und kaufte

in unverschämt teuren Läden Babykleidung. Nun ja, mein Mann war viel unterwegs, aber ich zählte nicht zu jenen Frauen, die sich allein zu Hause grämten. Ich hatte meine Tochter und stellte schließlich Dina ein, damit ich wieder in mein Atelier zurückkehren konnte, um kreativ zu sein, Schmuck zu entwerfen und mich zu verwirklichen.

Justin bremste den Range Rover ab und suchte nach einer Parklücke. Zu unserem Haus gehörte zwar eine Kellergarage, die die Grundsteuer fast verdoppelte, aber sie war natürlich mir und meinem Auto vorbehalten.

Als wir an unserem Haus vorbeifuhren, blickte ich unwillkürlich hinauf zum Fenster von Ashlyns Zimmer. Es war dunkel, was mich verwunderte, weil sie doch den Abend hatte zu Hause verbringen wollen. Vielleicht saß sie vor ihrem Laptop und hatte einfach nur darauf verzichtet, Licht zu machen. Fünfzehnjährige Mädchen konnten, wie ich wusste, auf diese Weise viele Stunden verbringen. Mit eingepfropften Ohrenstöpseln, gläsernem Blick und zusammengepressten Lippen.

Justin fand schließlich eine Lücke. Ein kurzes Rangiermanöver, rückwärts, ein kleines Stück nach vorn, und er war drin. Er stieg aus, ging um das Fahrzeug herum und öffnete mir die Tür.

Meine Hände lagen im Schoß, so fest zu Fäusten geballt, dass die Knöchel weiß waren. Ich zwang mich, ruhig zu atmen. Ein. Aus. War nichts weiter dabei. Immer schön mit der Ruhe.

Wie würde er es anfangen? Mit einem Kuss auf die Lippen? Oder hinters Ohr, wo ich es, wie er festgestellt hatte, besonders gern hatte? Oder würden wir uns einfach auszie-

hen, ins Bett gehen und die Sache hinter uns bringen? Im Dunkeln und mit geschlossenen Augen? Vielleicht würde er die ganze Zeit an sie denken. Vielleicht sollte ich mir nichts daraus machen. Schließlich war er bei mir. Ich hatte gewonnen. Er, der Vater meines Kindes und mein Gatte seit achtzehn Jahren, hielt zu mir.

Er reichte mir die Hand und half mir aus dem Wagen. Wortlos gingen wir auf unser Haus zu.

Justin hatte die Haustür erreicht. Er streckte die Hand aus, um den Zahlencode einzutippen, hielt inne und runzelte die Stirn. Er warf mir einen flüchtigen Blick zu.

«Sie hat die Anlage ausgeschaltet», murmelte er. «Die Tür ist ungesichert, wieder einmal.»

Ich schaute auf die Tastatur neben der Tür und sah, was er meinte. Justin hatte das System selbst installiert und ein Schloss eingebaut, das elektronisch gesteuert wurde. Gab man den richtigen Code ein, ließ sich die Tür öffnen. Falscher Code, kein Zutritt.

Dieses System hatte sich als elegante Lösung für eine halbwüchsige Tochter empfohlen, die häufig ihren Schlüssel irgendwo liegenließ. Aber damit es funktionierte, musste es aktiviert werden, und damit schien Ashlyn ein bisschen überfordert zu sein.

Justin drehte den Knauf, und tatsächlich: Die Tür öffnete sich lautlos ins Dunkel.

Jetzt runzelte ich die Stirn. «Sie hätte wenigstens Licht brennen lassen können.»

Meine Highheels klapperten laut, als ich den Eingangsbereich durchquerte, um den Lüster unter der Decke einzu-

schalten. Ohne Justins stützenden Arm war ich wacklig auf den Beinen. Ich fragte mich, ob es ihm auffiel. Oder ob es ihn überhaupt interessierte.

Ich fand den Schalter an der Wand und drückte ihn. Nichts. Ich versuchte es erneut, mehrmals hintereinander. Nichts.

«Justin?», rief ich verstört.

Ich hörte ihn nur noch sagen: «Libby ...»

Dann machte es Peng wie aus einer kleinkalibrigen Waffe. Ein Pfeifen. Justin bäumte sich auf. Wie vom Donner gerührt sah ich, wie er fast auf den Zehenspitzen stand und den Rücken wölbte, während sich kehliger Schmerzenslaut durch seine zusammengebissenen Zähne presste.

Ich roch versengtes Fleisch.

Dann sah ich den Mann.

Er war groß. Größer noch als mein Eins-achtundachtzig-neunzig-Kilo-Gatte, der im Baugewerbe arbeitete. Eine riesige Gestalt in Schwarz lauerte auf der anderen Seite des Flurs und hielt eine seltsame Pistole mit eckigem Lauf gepackt. Grünes Konfetti, dachte ich geistesabwesend. Hellgrüne Partikel regneten auf mein Parkett, während mein Mann einen makaberen Tanz aufführte und der gesichtslose Mann einen Schritt nach vorn machte.

Er senkte die Waffe. Justin hörte mit seinen Verrenkungen auf und sackte keuchend in sich zusammen. Der Mann drückte wieder ab. Vier, fünf, sechs Mal ließ er Justins Körper spastisch zucken, während ich mit offenem Mund danebenstand, die Arme ausgestreckt, weil um mich herum alles ins Wanken geriet.

Ich hörte meinen Mann etwas sagen, konnte ihn aber im

ersten Moment nicht verstehen. Doch dann entnahm ich seiner gequälten Miene die Aufforderung davonzurennen.

Ich wandte mich der Treppe zu und blickte flehend nach oben, betete, dass meine Tochter wohlbehalten in ihrem Bett lag, die Stöpsel ihres iPods im Ohr, ohne von dem, was sich hier unten abspielte, etwas mitzubekommen.

Der riesige Mann fuhr herum und nahm mich ins Visier. Mit einem Schlenker aus dem Handgelenk ließ er eine eckige Hülse aus der Waffe springen, in der ich jetzt einen Taser erkannte. Er sprang auf mich zu, presste mir den Lauf seitlich auf den Oberschenkel und drückte ab.

Ein unerträglicher Schmerz durchfuhr mich. Noch mehr verbranntes Fleisch. Schreie. Wahrscheinlich meine eigenen.

Zweierlei nahm ich wahr: den akuten Schmerz und das Weiße in den Augen des Angreifers. Er trug eine Maske, wie ich am Rande registrierte. Eine schwarze Skimütze, die Nase und Mund verhüllte. Er war kein Mensch, sondern ein gesichtsloses Monster mit weißen, weißen Augen, wie aus einem Albtraum in mein Haus gekommen.

Justin hatte sich wieder aufgerafft. Er wankte von hinten herbei und ließ die Fäuste fliegen, doch es waren nur schwache Schläge, die auf den Rücken des Eindringlings tropften. Die maskierte schwarze Gestalt drehte sich um und hackte mit der Handkante auf Justins Hals ein.

Mein Mann röchelte fürchterlich und ging zu Boden.

Mein linkes Bein gab unter mir nach. Ich stürzte, wälzte mich auf den Bauch und erbrach Champagner.

Überwältigt von Schmerzen, Schrecken und Panik dachte ich nur noch: Er darf Ashlyn nicht finden.

Doch dann hörte ich sie mit einem schrillen, entsetzten Ruf. «Daddy. Mommy. *Daddy!*»

In meiner letzten wachen Sekunde gelang es mir, den Kopf zu drehen. Ich sah zwei weitere schwarze Gestalten, die meine Tochter in ihre Mitte genommen hatten und sie mit Gewalt die Treppe herunterzertrten.

Ganz kurz trafen sich unsere Blicke.

Ich liebe dich, wollte ich sagen.

Aber die Worte kamen mir nicht über die Lippen.

Die maskierte Gestalt hob wieder ihren Taser. Lud ihn in aller Ruhe neu. Zielte, feuerte ab.

Meine fünfzehnjährige Tochter schrie.

Schmerzen haben einen Geschmack. Es stellt sich eigentlich nur die Frage, welchen.

KAPITEL 2

Das Piepsen ihres Handys weckte sie auf. Es überraschte sie aus zwei Gründen. Zum einen, weil sie beruflich nicht mehr zur Unzeit angerufen wurde; zum anderen, weil sie offenbar eingeschlafen sein musste und nicht wie seit Monaten – zumindest gefühlt – die halbe Nacht wach gelegen hatte.

Tessa Leoni lag auf der linken Seite. Der Klingelton wurde lauter und brauste zu einer Kaskade von Klängen auf. Ihr Arm war ausgestreckt, wie ihr auffiel. Nicht etwa in Richtung Handy, sondern über die leere Betthälfte. Selbst zwei Jahre nach seinem Tod griff sie immer noch dorthin, wo ihr Mann geschlafen hatte.

Das Handy zwitscherte hartnäckig. Sie wälzte sich auf die andere Seite, zum Nachttisch hin, und meinte, noch bestimmener zu sein, als wenn sie nicht geschlafen hätte.

Sie nahm den Anruf an, kurz bevor sich die Voicemail einschaltete, und schon wieder gab es eine Überraschung für sie, denn es meldete sich ihr Chef, der noch nie von sich aus in Kontakt mit ihr getreten war. Endlich lichtete sich der Nebel in ihrem Kopf, und ihr jahrelanges Training gewann

die Oberhand. Sie nickte, stellte die nötigen Fragen und war wenige Minuten später fertig angezogen.

Ein kurzes Zögern noch. Waffe, ja oder nein? Früher, als sie noch für die Polizei von Massachusetts gearbeitet hatte, war sie unverzichtbar gewesen. Sie ließ sich die Informationen ihres Chefs durch den Kopf gehen – Situation, Zeitrahmen, Anzahl der bekannten Unbekannten – und traf eine Entscheidung. Ihre Waffe lag im Safe. Licht zu machen brauchte sie nicht, um das Kombinationsschloss zu öffnen. Sie holte die Glock heraus und steckte sie in das Schulterholster.

Samstagmorgen. 6:28 Uhr. Sie war startklar.

Sie steckte ihr Handy in die Jackentasche und ging durch den Flur, um die Concierge/Kinderfrau/langjährige Freundin zu wecken.

Mrs. Ennis war schon wach. Wie viele ältere Frauen besaß sie die geradezu übernatürliche Fähigkeit, im Voraus zu wissen, wann sie gebraucht wurde, und darauf vorbereitet zu sein. Sie saß aufrecht im Bett, hatte die Nachttischlampe eingeschaltet und hielt einen Notizblock in der Hand, um sich letzte Instruktionen diktieren zu lassen. Das knöchellange, rot-grün karierte Flanellhemd, das sie trug, hatte sie letztes Jahr von Sophie zu Weihnachten geschenkt bekommen. Hätte die kleine weiße Nachtmütze nicht gefehlt, wäre Mrs. Ennis ein Abziehbild von Rotkäppchens Großmutter gewesen.

«Ich bin aus dem Bett geklingelt worden», erklärte Tessa, was ohnehin offensichtlich war.

«Was soll ich ihr sagen?», fragte Mrs. Ennis. Mit «ihr» war Sophie gemeint, Tessas achtjährige Tochter. Nach dem Verlust ihres Vaters, der vor zwei Jahren einer Gewalttat

zum Opfer gefallen war, mochte Sophie ihre Mutter nicht mehr aus den Augen lassen. Ihr zuliebe und auch auf eigenen Wunsch hin hatte Tessa nach Brians Tod ihren Polizeidienst quittiert. Ihre Tochter brauchte Stabilität und sollte zumindest halbwegs sicher sein können, dass wenigstens ein Elternteil abends nach Hause zurückkehrte. Tessas neuer Job in der Detektei nahm sie von neun bis siebzehn Uhr in Anspruch. Es gab allerdings Ausnahmen ...

Sie zögerte. «Die Sache scheint dringend zu sein», gab sie zu. «Könnte sein, dass ich erst morgen oder übermorgen zurück bin. Hängt davon ab, wie schnell wir zum Zug kommen.»

Mrs. Ennis nickte nur.

«Sophie kann mir ja simsens», sagte Tessa schließlich. «Vielleicht bin ich nicht immer für sie zu sprechen, aber auf eine Textnachricht werde ich so schnell wie möglich antworten.»

Tessa wusste, wie wichtig es für Sophie war, mit ihr Kontakt zu halten. Ob sie nun die Hand nach ihr ausstreckte oder ihre Kurzwahltaste drückte, Hauptsache, das Mädchen konnte seine Mutter jederzeit erreichen.

Einmal hatte Sophie vergeblich nach ihr verlangt, und darunter litt sie schon seit zwei Jahren.

«Sie hat den Vormittag über Gymnastik», sagte Mrs. Ennis. «Vielleicht bringt sie anschließend eine Freundin mit nach Hause. Dann hätte sie Ablenkung.»

«Danke. Ich versuche, noch vor dem Abendessen anzurufen, spätestens vor dem Zubettgehen.»

«Mach dir um uns keine Sorgen», erwiderte Mrs. Ennisforsch. Sie kümmerte sich um Sophie seit ihrer Geburt ein-

schließlich der vielen Jahre, in denen Tessa in Nachtschicht Streife gefahren war. Es gab nichts in ihrem Haushalt oder was Sophie anbelangte, womit Mrs. Ennis nicht umzugehen vermochte, und das wusste sie.

«Geh jetzt», sagte sie und machte eine entlassende Handbewegung in Richtung Tür. «Wir kommen schon klar.»

«Danke.» Tessa meinte es so.

«Pass auf dich auf.»

«Immer.» Auch das meinte sie so.

Tessa ging den Flur entlang, langsamer als beabsichtigt. Vor der offenen Tür zum Zimmer ihrer Tochter blieb sie stehen. Einzutreten und das schlafende Mädchen zu wecken wäre allzu eigennützig gewesen. Also begnügte sie sich damit, einen Blick in den dunklen Raum zu werfen, bis sie den Wust der braunen Haare ihrer Tochter auf dem hellgrünen Kissen erkennen konnte.

Zwei kleine Lichter brannten, weil Sophie völlige Dunkelheit nicht ertragen konnte. Ihre Hände umfassten ihre Lieblingspuppe namens Gertrude, eine Stoffpuppe mit Haaren aus braunem Garn und dunklen Knopfaugen. Nach Brians Tod hatte Sophie Gertrude einen Verband um die Brust gewickelt, weil ihr, wie sie sagte, das Herz weh tue, und Tessa hatte verständnisvoll genickt.

Nicht nur Sophie litt seit zwei Jahren. Jedes Mal, wenn Tessa das Haus verließ, sei es, weil sie zur Arbeit musste, eine Runde joggen oder einkaufen wollte, kam ihr die Trennung von ihrer Tochter vor, als würde es sie in zwei Hälften zerreißen, die erst dann wieder zusammenfänden, wenn sie zurückgekehrt wäre. Und manchmal träumte sie noch von Schnee und Blut, davon, dass sie die Hand nach ihrem

stürzenden Mann ausstreckte. Ebenso häufig sah sie sich im Traum die Pistole halten und abdrücken.

Sie machte kurz in der Küche halt, um eine Nachricht auf einen Zettel zu schreiben, den sie auf den Stuhl ihrer Tochter legte. *Ich liebe dich. Bin bald wieder zurück ...*

Dann holte sie tief Luft und verließ das Haus.

Polizistin zu werden war für Tessa kein Kindheitstraum gewesen. Ihr Vater hatte seine Brötchen als Mechaniker verdient und mehr Interesse an seinem täglichen Quantum Jack Daniels gezeigt als an seiner einzigen Tochter. Ihre Mutter hatte ein Schattendasein geführt und nur selten das Schlafzimmer verlassen. Sie war früh gestorben und hatte Tessa eine wehmütige Vorstellung davon hinterlassen, was sie ihr hätte sein können.

Auf sich allein gestellt, war Tessa einen Weg gegangen, der sie einsam, schwanger und bettelarm gemacht hatte. Und plötzlich war sie erwachsen gewesen. Sich selbst vernachlässigt zu haben machte ihr nichts aus, aber nie hätte sie ihr Kind vernachlässigt. Also hatte sie – Punkt eins der Geschäftsordnung – einen Beruf angestrebt, der sich für eine ledige Mutter mit abgeschlossener Abendschule eignete. Während der sechs Monate auf der Polizeiakademie lernte sie zu schießen, zu kämpfen und Strategien auszuhecken. Zu ihrer eigenen Verwunderung stellte sie fest, dass ihr alle drei Disziplinen lagen.

Mehr noch, sie fand Gefallen daran. Am Job, der Uniform, den Kollegen. Vier Jahre lang fuhr sie auf Massachusetts' Highways Streife, nahm Betrunkene in Gewahrsam, entschärfte Schlägereien und sorgte für häuslichen Frieden.

In dieser Zeit hatte sie das Gefühl gehabt, etwas zu bewirken und Sinnvolles zu tun. Sie war glücklich gewesen.

Sie verließ sich ganz auf ihre Ausbildung, als sie nun in der Bostoner Innenstadt nach einem Parkplatz suchte und die ersten Gedanken um den Tatort kreisen ließ. Die Denbes wohnten in Back Bay, einem der vornehmsten Viertel Bos-ton, wie es sich für den Vorstandsvorsitzenden eines Hun-dert-Millionen-Dollar-Unternehmens gehörte. Die Gegend bestand aus Straßenzügen stattlicher Einfamilienhäuser, die zwar dicht beieinanderstanden, aber wahrscheinlich so gut schallisoliert waren, dass sich ihre Bewohner einbilden konnten, auf einer Insel zu leben, umgeben vom Meer des städtischen Treibens.

Ein Rettungsfahrzeug oder eine mobile Kommandozen-trale waren nicht zu sehen, was Sinn ergab, weil ihr Ein-satzbefehl einem einfachen B- beziehungsweise E-Ruf ent-sprach. Allerdings zählte sie über sechs Streifenwagen sowie mehrere nicht gekennzeichnete Dienstfahrzeuge. Ein großes Angebot für einen Einbruch. Und all die Detectives ... of-fenbar hatte man nach einer ersten Einschätzung der Situa-tion Verstärkung angefordert.

Tessa bog von der Marlborough Street in eine kleine Sei-tengasse ein, in der nur Anlieger parken durften. Sie fand eine Lücke und nahm sie in Beschlag, natürlich unberech-tigterweise, aber sie war gewiss nicht die erste Ermittlerin, die sich über Verkehrsregeln hinwegsetzte. Es würde zweck-los sein, dass sie ihren Dienstausweis unter die Windschutz-scheibe aufs Armaturenbrett legte, denn ein Protokoll wür-de er ihr nicht ersparen. Sei's drum.

Sie stieg aus ihrem Lexus, schlang den langen, schoko-

ladenbraunen Wollmantel um sich und zögerte plötzlich wieder.

Ihr erster Impuls drängte sie, die Glock im Handschuhfach zu deponieren. Die Detectives würden sich daran stoßen, dass sie bewaffnet am Tatort erschien, aber das war ihr egal. Cop-Regel 101: Lass niemanden sehen, dass du schwitzt.

Das Kinn nach oben gereckt und die Schultern gestrafft, schnallte sich Tessa das Holster mit der Glock um, für die sie einen Waffenschein hatte, und machte sich auf den Weg.

Die Sonne ging gerade auf und warf einen goldenen Schein über die Stadthäuser aus rotem Ziegel und cremefarbenen Verblendungen. Zurück in der Marlborough Street, folgte sie dem gepflasterten Gehweg in Richtung der Denbe'schen Residenz und bestaunte die Erntedankdekorationen aus Getreidegarben und anderen Feldfrüchten, die die überdachten Eingänge schmückten. Den meisten Häusern waren kleine Gärten vorgelagert, begrenzt von schmiedeeisernen Zäunen in Schwarz. Zu dieser Jahreszeit beschränkte sich die Bepflanzung auf Buchsbaum-Miniaturen und immergrünes Gesträuch. Zum Glück war es nicht allzu kalt, und die Sonne versprach sogar steigende Temperaturen. Ihre Kraft nahm allerdings mit den kürzer werdenden Tagen weiter ab, und je näher es auf den Dezember zuing, desto schärfer wurden die frostigen Winde.

Ein junger Polizist in Zivil stand allein vor dem Haus der Denbes. Er trat von einem Fuß auf den anderen, vielleicht um sich warm zu halten, vielleicht um wach zu bleiben. Vom Gehweg aus betrachtet deutete an dem gepflegten Äußeren des Hauses nichts auf ein Verbrechen hin. Es war kein Ab-

sperrband gespannt worden, und vor den Eingangsstufen stand keine fahrbare Krankentrage in Bereitschaft. Alles wirkte völlig ruhig und so unverfänglich, dass sich Tessa fragte, was die Polizei der Öffentlichkeit wohl zu verheimlichen versuchte.

Laut Auskunft ihres Chefs hatte die Haushälterin der Denbes kurz nach 5:30 Uhr die Polizei alarmiert und gemeldet, dass allem Anschein nach eingebrochen worden sei. Es war sofort ein Detective losgeschickt worden, der im Haus eine Entdeckung gemacht hatte, die auf mehr schließen ließ als auf einen gewöhnlichen Einbruch und mehrere Anrufe nach sich zog, einschließlich den aus Justin Denbes Firma bei Tessas Arbeitgeber.

Eklig, hatte Tessa während der Schilderungen ihres Chefs gedacht, und als sie nun durch die geöffnete Walnusstür ins Haus blickte, änderte sie ihren ersten Kommentar um in «kompliziert». Sehr kompliziert.

Sie zeigte dem jungen Officer ihren Dienstausweis, der erwartungsgemäß den Kopf schüttelte.

«Das hier ist 'ne Privatparty», erklärte er. «Nur für Cops.»

«Ich bin aber eingeladen worden», entgegnete Tessa. «Vom Familienunternehmen höchstselbst, Denbe Construction. Eine Firma, die sich auf sündhaft teure Projekte spezialisiert hat, in Auftrag gegeben von Senatoren und hochrangigen Insidern Washingtons. Also Leuten, die unserer besser nicht verärgert.»

Der Officer schaute sie verständnislos an. «Was für Insider?»

«Einflussreiche Lobbyisten, dank derer Justin Denbe ein gerngesehener Gast im Weißen Haus ist. Solche Insider.»

Sie übertrieb ein wenig, war aber zuversichtlich, sich klar genug ausgedrückt zu haben.

Der Officer verlagerte sein Gewicht vom linken auf den rechten Fuß. Er schien ihr die Beziehungen zum Weißen Haus nicht abzukaufen, aber die Adresse hier war einfach zu vornehm, um so etwas ganz auszuschließen.

«Hören Sie», drängte Tessa. «Diese Familie, diese Nachbarschaft. Mensch, wir spielen in einer ganz anderen Liga. Deshalb hat Denbe Construction meine Agentur eingeschaltet. Eine Privatfirma, die Privatinteressen schützt. Ich behaupte nicht, dass das richtig ist und dass Sie es toll finden müssen. Aber wir wissen doch, dass in solchen Kreisen entschieden wird, wie sich die Welt dreht.»

Sie sah dem jungen Mann an, dass sie damit durchkam. Doch in diesem Moment tauchte – wie hätte es anders sein können? – Detective Sergeant D. D. Warren auf.

Die kantige, blonde Frau trat durch die Eingangstür, pellte sich ihre Latexhandschuhe von den Fingern und grinste, als sie Tessa sah.

«Hab schon gehört, dass Sie sich jetzt als Rent-a-Cop verdingen», sagte die Ermittlerin vom Morddezernat. Ihre kurzen blonden Locken wippten in der Morgensonne, als sie die Stufen heruntersprang. D. D. trug verwaschene schwarze Jeans, ein hellblaues Herrenhemd und eine karamellfarbene Lederjacke. Die dazu passenden Schuhe hatten zehn Zentimeter hohe Absätze, die sie aber nicht aus dem Takt kommen ließen.

«Hab schon gehört, dass Sie Mom geworden sind.»

«Verheiratet bin ich auch.» D. D. zeigte einen blau funkelnden Ring und wandte sich dann dem uniformierten Kol-

legen zu, der nach links und rechts schaute, als suchte er nach einer Fluchtmöglichkeit.

Das letzte Mal waren sich D. D. und Tessa vor zwei Jahren in einem Krankenhauszimmer begegnet. D. D. und ihr Partner Bobby Dodge hatten sie zu den Schüssen auf ihren Mann vernommen, mit denen er zwei Tage zuvor getötet worden war. Tessa hatte sich an D. D.s Fragen gestört und mit ihren Antworten die gute Frau geärgert. Anscheinend waren sie sich immer noch nicht grün.

D. D. deutete mit dem Kinn auf den Wulst unter Tessas aufgeknöpftem Mantel. «Man lässt Sie tatsächlich eine Waffe tragen?»

«Das kommt davon, wenn das Gericht einen von allen Anklagepunkten freispricht. Meine Unschuld ist also gewissermaßen verbrieft.»

D. D. verdrehte die Augen. Sie hatte ihr die Geschichte von damals immer noch nicht abgenommen. «Was wollen Sie hier?», fragte sie scharf.

«Ihren Fall an mich reißen.»

«Das können Sie nicht.»

Tessa sagte nichts. Schweigen demonstrierte Stärke.

«Im Ernst», fuhr D. D. fort. «Sie können meinen Fall nicht an sich reißen, weil es gar nicht meiner ist.»

«Was?», platzte es aus ihr heraus, verwirrt über diese Nachricht, denn D. D. stand schließlich an der Spitze der Bostoner Supercops.

D. D. fuhr mit dem Kopf herum und blickte in Richtung Hauseingang. «Der leitende Detective ist Neil Cap. Wenn Sie sich mit ihm anlegen wollen, nur zu ...»

Tessa musste eine Weile in ihrem Gedächtnis kramen.

«Augenblick. Dieser fuchsige Jungspund? Der ständig in der Pathologie rumhängt? *Den* Neil meinen Sie?»

«Ich habe ihn großgezogen», erklärte D.D. bescheiden. «Und ganz nebenbei bemerkt, ist er vier Jahre älter als Sie. Als Jungspund bezeichnet zu werden gefällt ihm ganz und gar nicht. Wenn Sie an seinem Fall mitarbeiten wollen, sollten Sie sich bessere Manieren zulegen.»

«Nicht nötig. Meine Mitwirkung wird vom Eigentümer des Hauses ausdrücklich gewünscht.»

Jetzt war es D.D., die überrascht schien. Ihre blauen Augen verengten sich zu Schlitzen. «Von der Familie? Haben Sie mit Angehörigen gesprochen? Das würden wir nämlich auch gern tun. So schnell wie möglich.»

«Ich spreche nicht von der Familie. Als Eigentümer ist Justin Denbes Firma eingetragen. So regeln das viele erfolgreiche Unternehmer, wie ich mir habe sagen lassen.»

Detective Warren schaltete schnell. «Mist!»

«Heute Morgen gegen sechs», klärte Tessa sie auf, «wurde meine Agentur, Northledge Investigations, von Denbe Construction beauftragt, sich um alles zu kümmern, was mit dieser Immobilie zu tun hat. Ich bin autorisiert, das Haus zu betreten und unabhängige Ermittlungen durchzuführen. Wir könnten nun alle miteinander darauf warten, dass Sie in Ihrem Büro ein bestätigendes Fax vorfinden, oder aber Sie lassen mich endlich meine Arbeit tun. Wie ich schon diesem jungen Kollegen hier erklärt habe, hat Familie Denbe recht beeindruckende Beziehungen. Mit anderen Worten, Sie wären gut beraten, mich durchzulassen. Wir hätten Zeit gewonnen, und Sie könnten einfach mir die Schuld geben, wenn etwas schiefgehen sollte.»